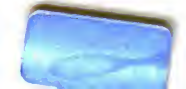
Goethe und das Monstrum; oder, Hochzeit von Sonne und Mond

Hugo K. von Metzl



GOETHE UND DAS MONSTRUM

ODER

HOCHZEIT VON SONNE UND MOND

KURZER BEITRAG

ZU EINER KRITISCHEN GRUNDLAGE

DER VERGLEICHENDEN RELIGIONSWISSENSCHAFT UND IKONOGRAPHIE
NEBST EINEM EXCURS ÜBER DAS EWIGWEIBLICHE
ALS COMMENTAR ZU BEIDEN TEILEN DES FAUST

— MIT 2 TAFELN —

EINE FESTSCHRIFT

VON

H. K. v. M.

Wir sind gewohnt,
Wo es auch thront,
In Sonn und Mond,
Hinzubeten . . . . . (Faust II, 2.)

Épen kitűnő embereknek szükséges a vallás leginkább, mert ők érzik igazán emberi elménknek szűk korlátait. — Freih. v. Eötvös (Gondolatok, Ed. def. 12.)

KLAUSENBURG (KOLOZSVÁR)

DRUCK VON JOHANN STEIN'S ERBEN.
COMMISSIONSVERLAG DER K. UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG DEMJÉN.
1886.

GEDRUCKT IN 100 EXEMPLAREN
DRUCK VOLLENDET AM XV. OCTOBER MDCCCLXXXVI.

ZVM · GEDAECHTNISS ·
AN · DEN · XXIX · OCTOBER · SONNTAGS ·
· MDCCLXXXVI ·
DA · GOETHE · SEINES · LEBENS · HEISSESTEN · WVNSCH ·
IN · DER · EWIGEN · STADT · ERFVELLT · SAH ·
ROM
BETRETEND

Goethe behauptet in seiner Italienischen Reise, — deren erstes centenarium schon im Sept. l. j. der gebildete Europäer nicht ungefeiert lassen mochte, — dass er in Sizilien den schlüssel zu Rom und dem übrigen Italien gefunden habe. Wie sehr bleibt dabei zu bedauern, dass Goethe nicht bloss einen schritt noch tiefer in den süden, etwa bis Algier vordrang (wo doch früher einer seiner freunde lebte): er hätte auch den schlüssel zu Sizilien entdeckt!

Namentlich bei den Mauren, aber auch den übrigen Arabern Nord-Afrika's, hätte Goethe römisches wesen ergründen sollen; oder eigentlich umgekehrt: bei den Römern maurisch-punisches. Denn inwieweit dieses römische wesen nicht vielmehr altkarthagisch zu nennen sei, das ist eine frage, worin eines der schwierigsten zukunftsprobleme der vergl. culturgesch. und ethnologie stecken dürfte. (cf. ACLV p. 2968.)

Es versteht sich von selbst, dass eine so schwerwiegende frage leichter aufgeworfen, als in leidlich befriedigender weise behandelt, oder gar gelöst werden kann. Inzwischen hat es gar sehr den anschein, dass wenigstens in Einem betracht uralte entlehnung aus uralt-punischem, oder wenigstens anlehnung daran, feststeht; und zwar grade im allerwichtigsten betracht; nämlich im allerheiligsten der römisch-occidentalischen religionssysteme selber!

Blosse flüchtige, überdies ziemlich aphoristisch aneinandergereihte bemerkungen mögen bei dieser gelegenheit genügen, um nur Eines der hierhergehörigen tiefen probleme oberflächlich anzudeuten, in bezug auf welches die vergl. religionswissenschaft zuschauen mag, wie sie mit ihm fertig wird. Die vergl. litteraturforschung ihrerseits: locuta est. Bereits in der abhandlung über den Madonna- und Astartecultus (M & A.) fand sich als unbezweifelbares ergebniss: die *ikonographische identität der monstranz mit dem halbmond*, wie dieser auf altpunischen grabstelen so häufig erscheint. Zum vergleiche seien nunmehr auch auf anbeigegebenen tafeln einige skizzen herbeigezogen, in dem unvollkommenen, aber doch naturgetreuen abrisse, wie er dem verf. an ort und stelle möglich war.

Im Islâm freilich ist die hostie zum stern der Venus geworden; wie denn das ehrwürdige symbol im Maghreb: *'ndzschman vo g'mara* heisst.

An der soeben a. stelle ist auch auf den groben irrtum hingewiesen worden, demzufolge das halbmond-idol als etwas spezifisch muhamedanisches, oder auch turanisch-osmanisches (als wappen der stadt Constantinopel!) u. dgl. m. gelten soll! . . . Welche oberflächlichkeit!

Man vergleiche doch diese embleme, sei es auf altchinesischen, altaegyptischen und altassyrischen denkmälern, sei es auf modernen tättowierungen, sowie textilprodukten, oder auch geräten verschiedener oceanischer, amerikanischer, afrikanischer und andrer exotischer „wilden", einerseits mit praehistorischen fundstücken, andrerseits mit alt- und neu-christlichen kirchengeräten, kruzifixen u. dgl. m.; so wird hinfort keinem ethnologen mehr, sogar nur auf oberflächlichen blick, der uralte zusammenhang entgehen können, welcher den innersten kern aller religiösen weltanschauung von „**gleichem himmel**" und „**gleicher gabe**" herleitet (nach Goethes tiefsinnigem worte,in „Weltlitteratur".) Jeder zweifel ist hier ausgeschlossen, zumal wenn künftige vergl. litteraturforschung erst noch mehr reflexe aus ältester poesie aufdecken wird, wo „**von pol zu pol**" (Goethe l. c.) die nämlichen gesänge sich erneuen; dann erst wird man klarer sehen können.

Denn das monstrum κατ' ἐξοχήν, d. h. die begattung von sonne und mond, ist ein stehender vorwurf der weltlitteratur. Bald ist Luna-Istar, bald Sol-Dumuzi der suchende oder heilende, geilende teil; bald ist ihre vereinigung als das wunder der möglichkeit, bald als das der unmöglichkeit geschildert, was alles auf eins herauskommt:

> Das unbeschreibliche
> Hier ist es getan!

Der ewig jungfräuliche schooss der allmutter, der isländ. modhur (M)*atura* = (N)Atura (Astarte-Aturgatis, pr. metath. *Tur*an, auf dem etrusk. spiegel, welcher den Atuni in heisser umarmung mit seiner mutter darstellt,) gebiert fortwärend neu das All (oder den El) — aber welches buch vermöchte dieses mysterium in menschlicher sprache schildern? nicht einmal die ephesia grammata, oder das ewige tausend- und doch einerlei so vieler andrer zauberworte!

Hie und da steigt vom himmel der heiland Phoibos selbst, in menschengestalt, hernieder; aber auch er vermag nur zu lallen, als Goethe (Faust II. i. f.):

> Alles vergängliche
> Ist nur ein gleichnis.
> Das unzulängliche
> Hier wird's ereignis . . .

oder auch als Petőfi (Die Nacht):

Wozu wüsst' es auch die menschenschaar,
Dies geheimnis ewig wunderbar?
Dies geheimnis, das der irre kennt,
Und vielleicht im wahnsinn murmelnd nennt.
Auch der mensch, dess dasein spinngewebt
Nur noch zwischen tod und leben schwebt.
Einer noch, ein dritter hört die nacht, . . .
Wenn er wachend träumt und träumend wacht:
Ihre sprach der dichter kennet sie,
Kraft des Gottes reiner phantasie —
Doch vergebens fragt ihr ihn danach:
Er vergisst sie, plötzlich wieder wach!*)

Was ist und soll nun dieses ***monstrum?*** Eitelste frage eitelster neugier, gleich derjenigen vor dem verschleierten bilde zu Sais!**)

Ähnlich steht in der kirche zu Trapani, an stelle des alten heiligtums der Erycina, bis heute die hochberühmte Annunziata in einem saale, der kein einziges fenster hat; in ewiger dunkelheit, welche nur ein schwaches lämpchen erhellt, als symbol des ewigen lichts. Vielleicht gelingt es gleichwol auch unsrem schwachen lämpchen der vergleichenden litteraturforschung und ethnologie das mystische dunkel ein wenig aufzuhellen, welches auf dem hier zu behandelnden *urthema* und *urdogma aller menschlichen poesie und religion* lagert: auf der hochzeit von sonne und mond, d. h. dem monstrum.

Sonne und *Mond*, als die beiden hauptgestirne dieser empirischen welt der erscheinung, sind und bleiben überall und zu allen zeiten die bekanntesten vertreter des *männlichen* und *weiblichen* prinzips. Die vereinigung dieser beiden, die unter unzäligen sinnbildern und allegorien — sei es als *gold* und *silber*, *feuer* und *wasser*, *tag* und *nacht*, *leben und tod* verehrt und angebetet werden, — darf mit fug als das *wunder* aller wunder gelten (Monstrum.)

Nun wird es auch sehr begreiflich, warum unsre liturgik die darstellung der *lunula*, in unsrem goldnen monstrum, aus andrem stoffe als silber gradezu verbietet. Sie muss, selbstverständlich *weiss* (silbern) sein, eben weil, oder vielmehr: trotzdem sie die nacht versinnbildlicht; denn nur der schooss der feuchten mitternacht kann den trocknen mittag gebären.

Fehérnép heisst in magyarischer vulgärsprache das *weib*, (cf. hógy, hajnal, hó) wörtlich: „*weissvolk.*" Warum behängen wir zur julzeit unsren ewiggrünen tannenbaum auch mit silbernen nüssen, nicht nur mit goldnen? Es ist die Istar-Proserpina-Semele, die keusche Diana vulgivaga, die der vereinigung mit Dumuzi-Apollon-Minos widerstrebend, sich in einen fisch,

*) S. die ganze mystische allegorie an der spitze der „Auswahl aus Petőfi's Lyrik." Leipzig Hoffmann, 1871. In unrechtmässigem nachdruck, angebl. „verbessert", München Litterar.-artist. Anst. 1883. p. 1.

**) Sa-is, etymologisch = Is, oder Isis-Iris, d. i. ein antikes Maria-Zell.

oder in wasser verwandelt (Strabo X, Paus. in Corinth.) Die julzeit des südländers fällt in das sommersolstitium, wo alles leben abstirbt — aber lediglich nur in *allotropistischem* scheine. (M & A. 50. 78.)

So erklärt sich zur genüge, dass auf dem vielberufenen emblem der vereinigung von sonne und mond, bald die sonne, bald die mondsichel seit jeher alle mögliche stilisierung, aber auch rollenvertauschung sich gefallen lassen muss: bald als stern, blume, kornähre, biene, fisch, (delphin), muschel, kreis, triangel, oft auch nur einfache horizontale und vertikale linie, wie im kreuz; bald als cylinder, kugel, würfel, pyramide, obelisk u. s.w.; am häufigsten aber gradezu als phallus und cunnus, fast an jeder modernen strassenecke, fast auf jedem gedeckten tisch. (M & A p. 91.) Unter den blumen sind am bevorzugtsten: mohn, rose, lilie, klee, tulpe; transilvan.-turanisch *trandafir*, die päonie; magyar. *basa-rozsa*, „rose des padisha": die tuberose, deren saft im Maghreb dem café zugesetzt wird. Man wird also keineswegs irre gehen, wenn man auch unser modernes monstrum ohneweiters für identisch erklärt mit einer ganzen unübersehbaren reihe von sinnbildern verschiedenster himmelstriche und zeiten; von dem fetisch des neubritanischen oder neuirländischen kannibalen angefangen bis zum turmknopf auf dem bauplan eines heutigen europäischen architekten. (S. die beig. figuren.*)

Gemeinsamer zug auf allen diesen idolen, wenn auch noch so verschiedenen, ist: *die angestrebte,***) *seltener erreichte* **vereinigung** *zweier, seltener dreier oder mehrerer ihrer allemal* **dualistischen** *hauptteile.****)

Unter solchen umständen darf auf diesen collectiv-sinnbildern die bevorzugung des concentrischen rings und überhaupt der kreis- und kugelform nicht wunder nehmen, als welche ja der allmutter Turan-Matura ohnehin allüberall beliebt. Wie das silberweisse albumin das goldgelbe dotter, mit dem punctum saliens, in runde schale einhüllt: so wird bis heute unser schlachtopfer, d. h. vielmehr dessen verblasstes surrogat, die noch prae-

*) Begreifliche, weil schickliche scheu vor dem eignen abaton verbietet die ikonographische kette bis auf unser eignes monstrum herab, in variierenden abb. beizufügen.

**) „Das ewig . . . . .
Zieht uns hinan" (Goethe.)

***) Zwischen sonne und halbmond stellt sich mitten inne wilanter der heiland, (wie auf den Externsteinen, bekanntlich dem ältesten denkmal unter den grösseren skulpturen Deutschlands.) Auf dem transilvanischen wappen (im ob. feld) ist es der vogel des Zeus, der die vereinigung beider urprinzipien hindert. Sollte jemand geneigt sein, etwaige culturhistorische commentare zu liefern, um den ursprung des emblems aus einem kampf zwischen einem banner des sterns und des mondes herzuleiten, dessen vielberufene beilegung am ende die vereinigung der beiden wappenbilder nach sich gezogen hätte, so würde er gar sehr irren. Es ist dieses problem des monstrum's schlechterdings nur von metaphysisch religionsphilosophischer seite beizukommen. (M & A 95.)

historische hostie (beweis dessen: hostire = tot schlagen; daher hostis und hospes;) in den gierigen schooss der zwiefach gehörnten Istar-Hekate gezwängt und in sicherstes versteck gebracht. Aus diesem gesichtpunkt betrachtet, erscheint *die monstranz als eine darstellung des weltei's*. Doch ist sie zunächst etwas anderes, wenn auch nicht minder sexuell-dualistisches. Auf dem karthagischen embleme fig. 7,schwebt bloss in einiger entfernung die mondsichel *über* der sonne; während sie anderwärts *unter* die sonne zu liegen kommt. Auf muhamedanischen emblemen steht der stern, welcher die sonne vertritt, oft auch seitwärts von der sichel. Dergleichen modificationen sind wichtig, wenn auch derzeit noch unerklärbar. Dieses götzenbild ist dem Muhamedaner viel unentbehrlicher und auch auf alltagsgegenständen geläufiger als uns Europäern das übrigens vollständig identische kreuz. Zu allem runden, mag es sein, was es will, scheint im Orient sozusagen von selbst die mondsichel zu treten. Z. b. werden die uhrentaschen an der weste des Mauren (*sedería*) nie anders als mondsichelförmig aufgenäht getragen.*) Beim kreuz, das bekanntlich auf urältester religionsanschauung beruht, vertritt wol die horizontale das weibliche, die vertikale das männliche prinzip; wo dann beide sich innigst durchdringen, wenn auch nicht so unauflöslich, wie in Faust's trudenfuss, wo das emblem Vishnu's und Çiva's, — d. h. unsre apothekerzeichen für wasser und feuer — zum fünfzackigen stern, wie im verwanten hexagramm, welches bei den Arabern „ring Salomons" heisst, zum sechszackigen wird. (s. auf dem portale eines maurischen privathauses fig. 10.)

Die lebhafte erinnerung an die längstverlorne bedeutung des urkreuzes bewahrt noch ein kinderreim, welcher, soweit der verf. zu entnehmen vermag, unediert, und zwar oesterreichischen ursprungs ist:

Langweis — Kreuzweis etc.

Man ergreift mit der **linken** hand die rechte des kindes und mit dem zeigefinger der eignen rechten zieht man ganz langsam mitten über die **innere handfläche** des kindes einen **längsstrich** und recitiert dazu: **Langweis;** drauf in gleicherweise mit einem **querstrich: Kreuzweis;** dann die handfläche kratzend: **Gräberl-graben;** hierauf mit dem zeigefinger bohrend: **Löcherl-bohren;** dann den rechten arm krümmend, und die spitze des ellenbogens in die hand des kindes legend: **Ellenbogen drauf;** und endlich mit der eignen rechten weit ausholend, giebt man einen derben handsch'agt **Grossen patsch.** (Nach dankenswerter mitteilung der kleinen Dora.)

*) Aehnliche erscheinungen bietet übrigens auch unsere moderne tracht. Namentlich in der bekleidung der oberen und unteren extremitäten lassen sich die analogien nicht schwer erkennen: Z. b. der alte stalphandschuh erscheint als combination von Chomes and Yoni. Letztere taucht auch im europ. fächer auf, im schwertknauf, u.s.w. Einzelheiten würden gar zu weit führen. es genüge zu bemerken, dass die menschheit förmlich nur in diesem monstrum lebt und webt.

Man hüte sich — namentlich von moderner naturwissenschaftlicher seite — hinter citaten und bemerkungen wie die obigen, etwa mystischen wirrwarr zu wittern. In wahrheit herrscht verworrener mysticismus nur in unsren physiologischen und physikalischen laboratorien, wo neuerdings die moderne lehre von der vierten dimension u. dgl. m ausgeheckt worden ist: in der tat mag man mit fug, modernsten naturwissenschaftlichen hypothesen grade dieses schlages den vorwurf des geheimnisses machen, das „der irre kennt und im wahnsinn vielleicht murmelnd nennt"; aber freilich nur nicht im sinne jenes göttlichen wahnsinns eines Platon, Goethe-Petöfi. Gleichwol ist es genau dasselbe forschungsobjekt, das noch heute dem reifsten manne des tiegels und der pincette, wie dem simpelsten rauchfassschwinger oder kartenaufschläger in gleicher weise vorschwebt: nämlich das durchdringen des undurchdringlichen, die vereinigung des unvereinbaren, die nähe des unnahbaren u. s. w., kurz das *allerheiligste;* was alles getrost auch *vierte dimension* heissen mag; wofern man darin nur nicht höheren wissenschaftlichen gehalt suche, als etwan im uralten begriff des *monstrum*'s, der doch wenigstens den hohen vorzug der katholizität, wie des gesündesten universalismus, und ehrwürdigsten alters für sich hat.

Ein mann aus dem volk, ein köhler, der mit naiver inbrust sein kniee beugt, sobald er die nähe dieses heiligen zeichens merkt, erscheint in den augen des echten naturforscher's wenigstens der zukunft, wie ich mir sie denke, tausendmal reputierlicher und vernünftiger, als irgend ein heutiger demokolakischer vivisektor, der über angeblichen köhlerglauben seine nicht sowol sarkastische, als vielmehr bloss sarkophagische lippe zum spott verziehen zu dürfen wähnt, wärend er in religionsphilosophischer beziehung noch nicht einmal auf jener stufe steht, deren seine prähistorischen vorfahren in pfahlbauten sich rühmen konnten. Änlich spöttelte schon Juvenal über die tierverehrung der Aegypter, deren tieferer sinn selbst einem sonst so geistreichen manne entging, in folge unzulänglicher erfahrung und mangelhafter comparation fremder weihegebräuche.

Das „Ethnografisk Museum" zu Kopenhagen, sowie änliche europäische sammlungen, bieten mondsicheln, meist in terracotta, lauter fünde aus der sogenannten steinzeit. Merkwürdig ist u. a. ein Schweizer

fundstück in St. Germain, einen vollkommenen halbmond auf konischer basis vorstellend, aus granit gearbeitet; sowie in Kopenhagen das stück, schrank 28, c. (s. des trefflichen direktors L. Steinhauer's Handcatalog Kopenh. 1885 p. 19.) Dieses terracotta-idol aus Peru, offenbar zugleich ein gefäss zu rituellem zwecke, hat ausser der konischen basis einen gegabelten hals, der das prinzip der männlichkeit symbolisiert, gleich dem priapus vitreus, M & A 90.

Bereits p. 2572 hat die geniale fürstin Koltzoff-Massalsky die leser der Acta Comp. auf die wunderschöne volksballade der Rumänen aufmerksam gemacht (cf. M. & A. 125), welche wol geeignet sein dürfte in das problem des monstrums mehr licht zu bringen, als selbst die ikonographie. Wir geben hier unsre getreue und vollständige verdeutschung und zwar nach V. Alecsandri's, des sammlers, edition.

DIE HOCHZEIT
VON SONNE UND MOND.

Sonnenfürst verliess sein haus
Und auf brautfart zog er aus,
Rosse neune,
Jahre neune
Lenkt er himmelwärts, lenkt erdwärts,
Wie der pfeil geschwinde vorwärts;
Müde ward schon das gespann,
Doch so viel er dacht' und sann,
Doch so viel er suchte, kürte,
Seiner liebe flamme schürte;
Keine bessre braut sich fand
Weit und breit im weltenland,
Als die eigne schwester traut;
Die erkor er sich zur braut:
Seine schwester Iliana,
Iliana Cosinzana. —
Wo er die auch treffen mochte,
Sprach zu ihr er diese worte:
— Liebe schwester Iliana,
Iliana Cosinzana,
Reich als braut mir deine hand,
Denn wir passen zu einand:
So das haar, so das gesicht,
So der zauber voll entspricht:
Beider schönheit, hehre pracht —
Für einander sind gemacht;
Glänzt mein sonnenstrahl so hold,
Glänzt dein haar wie lauter gold;
Brennt und wärmt mein antlitz dich,
Flammen warfst du selbst in mich!
— Weh, du bruder, dessen reine
Noch kein sündenfleck entweihte,
Weisst du nicht, fiel dir nicht ein:
Bruder und die schwester sein —
Wenn die ihre sündenhand
Reichten zu der ehe band,
Wär's todsünde sicherlich. —
Sonnengott verfinstert sich
Und verschwand und stieg sogleich
Flugs zu Gott in's himmelreich.
Schon steht er an Gottes schwell',
Und verbeugt sich und spricht hell:
— Herre heiliger,
Vater heiliger,
Da auch mir die zeit gekommen,
Wo ich gerne mir genommen
Süsserkornes ehgemal, —
Und so fiel denn meine wal
Just auf meine schwester traut,
Die erkor ich mir zur braut,

Meine schwester Iliana
Iliana Consinzana! —
Herrgott hört' ihn unverwant,
Nahm alsbald ihn an der hand,
Stieg mit ihm in's höllenreich,
Dass er mürb ihn mach' und weich;
Führt in's himmelreich ihn dann,
Dass er käm in zauber's bann.
Drauf, der Herrgott hub sofort
An und sprach — beim ersten wort,
Das Gott sprach, ward heitrer himmel,
Schwand der wolken trüb gewimmel:
— Sonne du, du, dessen reine
Noch kein sündenfleck entweihte,
Hast den himmel nun gesehn,
Hast die hölle auch gesehn,
Wähle, was dich besser deuchte! —
Hell blitzt auf der sonne leuchte
Und der sonnenkönig spricht:
— Sei's! die Hölle!... dass nur nicht
Meine schwester ich entbehre,
Meine braut, die süsse, hehre,
Dass ich lebe nicht allein,
Leb' ich mit der schwester mein,
Mir zur seite Iliana
Iliana Cosinzana. —

Abend ward's — zur schwester traut,
Schlich der sonnenfürst, zur braut;
Ordnet seine hochzeit an,
Wält den hochzeitschmuck sodann,
Goldnen hauptschmuck wält er, schönen,
Kaiserkrone auch, zu krönen
Seiner holden goldnes haar;
Hochzeitkleid schenkt er, fürwahr
Schleppendes im aether klar,
Reichgesticktes mit juwelen,
Auf das beste mocht' er's wälen:
Sonn' und Mond, das hehre paar
Tritt nunmehro zum altar.
Doch kaum lispeln sie den schwur
Wehe, wehe — wie war's nur?...:
Lampen alle löschten aus,
Finster ward das gotteshaus;
Glocken schlugen aneinand.
Und es sprang des tempel's wand:
Jeder pfaffe tief verstummt,
Des ornat's sofort entmummt.
Iliana zittert schwank,
Ohnmacht fasste sie so bang
Und auf einmal sie verschwand,
Denn vom himmel eine hand
Streckt nach ihrem leib sich aus,
Zog sie auf in himmels haus.
Von der höhe darauf, weh,
Schleudert sie in tiefen see:
In des meeres grausem grund
Goldfischlein sie ward zur stund. —
Blasser zorn färbt das gesicht
Jetzt des sonnenprinzen licht.
Und er steigt zum himmel auf,
Westwärts sinkt er nieder drauf.
Stürzt sich in den ocean,
Die verschwundne braut zu fahn,
Seine holde Iliana.
Iliana Cosinzana.
Doch der Herrgott, er der vater,
Erd und himmels, ihr berater,
Streckt die hand in tiefen see,
Fischlein schleudernd auf zur höh'.
Er verwandelt es zurück
In die mondjungfrau, zum glück.*)
Und hub an — beim ersten wort
Zuckt es schon und pflanzt sich fort,
Dröhnet laut der erde ball,
Kracht in fugen überall;
Meere, die verkrochen sich,
Und gebürg' versteckten sich,
Menschheit, die entsetzte sich:
— Hör', Liana
Cosinzana,
Und du sonne, dessen reine,
Noch kein sündenfleck entweihte,
Mit dem aug' verfolgt euch beide,

*) „Das ewig weibliche zieht uns hinan" (Faust II 1.4).

Aber was ich nimmer leide,
Dass ihr jemals euch berühret!
Eure bahn, wolan, sie führet
Eins um's andre, festgestellt,
So durchleuchtet ihr die welt.

Mit dem ehrwürdigen alter und der schönheit dieser siebenbürgisch-rumänischen volksballade mag sich nicht leicht irgendeine andre alte tradition messen können. Selbst der mythus von Ikarus-Phaëton welcher deutlich genug anklingt, erscheint bloss als jüngere variante, da hier Sol und Luna schon in Eine gestalt verschmelzen. Wenn in polynesisch-malaischer tradition der aus dem weltmeere auf das himmelsgewölbe emporgeschleuderte silberfisch gleichfalls statt des mondes begegnet (bei Bastian); so unterliegt es keinem zweifel, dass wir in der ursprünglich wol thrakisch-rumänischen ballade von der hochzeit von sonne und mond lediglich den *solidarischen urmythus des monstrum's* vor uns haben können; er mag in dieser gestalt bereits von den alten Agathyrsen, an den ufern des herodotischen Μάρις (Maros), gesungen worden sein; denn sonst könnte das wol alt-dakisch-transilvanische reichswappen nicht grade zwischen halbmond und sonne den vogel des Zeus gestellt haben.

Eingehender commentar würde diesmal zu weit führen; also mag die merkwürdige volksballade einstweilen ohne ausfürlichere erläuterung dahingestellt bleiben. Bloss so viel sei noch hinzugefügt, dass diese volksballade nur ein kleiner ausschnitt ist aus einem wol ursprünglich orphisch-thrakischen, oder vielmehr *ilisch-trojanischen* (dardanisch-samothrakischen) heiligen epencyclus; einer reichen perlenschnur, die mit dem accado-sumerischen Gizdhubarepos in naher verwantschaft gestanden sein dürfte, und deren einzelne köstliche juwelen über die ganze balkanhalbinsel bis in den skythischen norden hinauf verstreut sich finden. Man lese sie nur auf. (Diese ebenso bescheidne, wie gutgemeinte einladung ergeht auch an die archäologen, und besonders an das geistreiche frl. Sophie von Torma in Siebenbürgen.)

In Siebenbürgen selbst wird bis heute eine verwante rumänische volksballade gesungen, deren eine variante schreiber dieses im nordosten des landes aus dem munde eines kleinen bauernmädchens aufgezeichnet hat. Hier erscheinen sonne und mond noch als zwei schwestern, der strafende herrgott als mutter Rhea, d. h. das haupt der *müller* in Goethes Faust II,

und die ganze tendenz macht den eindruck, als ob es sich um verfluchung des monstrum's des tribadismus handle, gleichwie in der obigen vielleicht noch jüngeren ballade, der fluch eigentlich auf dem inceste ruht. Diese uralte ballade stehe gleichfalls in des verf.'s übersetzung hier, wobei billigerweise zunächst auf den bereits im 1881. jahrg. der Acta Comparationis p. 1805 mitgeteilten originaltext einer ausfürlicheren und auch schöneren variante bezug genommen sei: auf ein stück, das einer der schüler des verf.'s im Hunyader comitat entdeckt hat, wärend des verf.'s variante bloss im unedierten originaltexte voranstehen mag. Im nordosten Siebenbürgens begleitet diese volksballade bis heute sogar den *tanz* der bauern. Der schauplatz Prundurelye kann nach prof. Georg Szilassi nur als „böser sand" gedeutet werden. Verf. glaubt, dass ursprünglich nur die seichten sandufer des Lethestroms gemeint sein dürften. (*Prund* zunächst aus magyarischem *porond* — sand entlehnt, ist ein bekannter geograph. eigennamen, z. b. Borgo-Prund.)

MOND UND SONNE ALS ZWILLINGSSCHWESTERN.

(Unedierte Transilvan.-rumänische volksballade, im nordöstl. dialekte.)

Kol 'n djoss pe Pundurelye
Resrit' o doa stele, —
Ba dz'o stelyele surstyele,
Ke'es dauo surorelye:
5 *Una ridye, una plindye,*
She se plindje me se strindje,
She se ridye dshe zidje:
Tâc tu so'rе nu ma plindje!
Ke pe noi tata nya da:
10 *Una sus la reserit,*
Undyi locu mai iubit;
Una djoss ketre svincit,
Undyi locu mai urit;
Undyi face plopu pe're
15 *Shi retyitu djishinelye,*
Se mancom sore dyin yele,
Undye face prunu mere
Si plopu djishinelye.

SONNE UND MOND ALS ZWILLINGSSCHWESTERN.

Aufgegangen sind zwei helle
Sterne jenseits Pundurelye;
Sind es sterne? Nein, nicht sterne, —
Die da leuchten aus der ferne
Sind zwei schwestern nur, ich meine:
Weinend, weinend geht die eine,
Doch es lacht und lacht die andre.
— Warum, fragt sie, schwester, wandre
Lachend ich, indessen dir
Glänzt im aug' die träne hier?...
— Ach, wie wär' ich nicht geboren
Nur zur trauer, seit geschworen
Unsre mutter, dass uns beid'
Nie vereine freud', noch leid!
Also herrscht sie: eine geht
Auf den berg, der ostwärts steht,
Wo die stelle, die geweihte;
Westwärts aber geht die zweite
Schwester, westwärts geht sie dort,
Wo ein gar versteckter ort.
Niemals sollen beid' sich sehen, —
Ausser, wenn dereinst geschehen,
Dass der berg kommt zu dem berge —
Vielleicht dann, vielleicht noch nicht.
Wenn des zugstiers joch wird knospen, —
Vielleicht dann, vielleicht noch nicht.
Wenn die pappeln nüsse tragen —
Vielleicht dann, vielleicht noch nicht:
Wenn von äpfeln strotzt der weidbaum,
Pflaumen trägt der paradeis —
Auf der schwestern zwei geheiss!

— Die taubeperlte mondgöttin weint, wärend die heisse sonnengöttin lacht. (Auch in Petöfi's o. a. klassischer allegorie weint die Nacht.) In manchen antiken mythen ist dieses weinend-lachende paar in Einen Janus-Jonah-Yunis *bifrons**) verschmolzen — die ganze zweideutigkeit unsrer ganzen welt so recht versinnbildlichend — und die antike sculptur hat uns nicht nur eine der hierhergehörigen doppelhermen überliefert (u. a. im Berliner alten museum no 391, — cf. no 299, — wo jedoch der katalog oder „Führer" dem publicum einzureden versucht, dass es sich um das „einzige inschriftlich beglaubigte bildniss des philosophen Seneca mit dem des Socrates vereinigt" handle (p. 29.) Die walachische ballade, sowie manche märchen, welche vom gesichte erzählen, dessen *eine hälfte fortwärend weint, wärend die andre lacht*, sprechen deutlicher, als alle inschriftlichen beglaubigungen, und wären sie selbst autographen Seneca's! Gelehrte witze und frivolernste schulspielereien fanden eben zu allen zeiten mehr lohn und anklang, als etwa der beherzte forschungsmut des fehltritts oder fehlgreifen's: jene wären von jeher die eigentlichen stützsäulen des obscurantismus und der barbarei, mit ihrem „schwarz auf weiss."**) Ein merkwürdiges seitenstück bietet übrigens ebenf. im alten museum zu Berlin no 476 & 77, offenbar eine Aphrodite bifrons.

Interessant sind — wie schon M & A 92, hervorgehoben ward, — unsre unbewussten rückfälle in antike mythologie: ein förmlicher mythologischer atavismus. Wenn z. b. auf modernen firmatafeln oder reclamebildern bei anpreisung von schönheitsmitteln, ein Januskopf, zur hälfte alt, zur hälfte jung, erscheint. Oder wenn in Oesterreich-Ungarn der sogenannte „bretzenbub" zwischen die speichen des das sonnenrad symbolisierenden „bretzens" geklemmt, also gerädert hockt; gleich dem sonnenprinzen Ixion-Sol. Auch diesen erlöste dasselbe „Ewigweibliche", das ihn in's unglück gestürzt hatte: „solvitur Ixion." Ovid Met. IV, 461. (Iks-i-on = Ik-ar-us gehört, nebenbei bemerkt, zum solidarischen götterstamme *ak*, im *Akademos*, der vorher Akkad und den turanischen

*) Bekanntlich, gleich der vielbrüstigen ephesischen Diana, eine empirisch-physiologische tatsache. U. a. kam anfang September d. j. in Baiern (Kempten) ein zweigesichtigen kind zur welt. Cf. Ovid Met. VIII, 155 sq.; Plutarch in Conviv. sept. Sap. (Op. II, 149.) Plinius H. N. VII, 3.; Phlegon Trall. de mirab. 24. Galen. de usu partium III, 1.

**) Die gegenwart verführt ins übertriebne,
Ich halte mich vor allem ans geschriebene. (Faust II.)

Accadern entlehnt worden war, — vgl. nhd. (welt-) *achse;* mhd. Ecke-Ekkehart, Egge, mhd. & ss. akes, der getreue warner der alten Germanen; er entspricht allotropistisch dem ungetreuen gewarnten der alten Hellenen. Der stamm erscheint in grauer vorzeit bei Römern in dem namen der verbuhlten Acca Laurentia = Flora, d. h. der Metra (M. & A 148*)) und noch früher in den drei haupt-kabiren **Ak*-s der samothrakischen mysterien; auch pr. metathesin in der *Κόρη*-Ceres männlichem *πάρεδρος*: im *κύρις* *Kornos-Chronos-Cerus, d. h. *Kerus Cyrus; zum verbalst. carere gehörig; daher *kar*freitag der tag der mortification des *Carneus* = Apollon, od. ind. *Karna*-Siegfried. Mit der alten interj. ecce, cf. ac, ital. ecco, ist deutsch: *ach* identisch; als rest aus der offiziellen hymnologie der alten festlichkeiten der **Ac*-arnea *carnea* (auch der *karyen* und *koreen*); die mit den späteren florischen spielen zu ehren der *Acca*, identisch sein mögen, als welche in den april fielen. Der blumenwagen in form eines schiff's, der bis heute bei diesen und verwanten festlichkeiten vorkommt, wovon der name carnevale, ist nichts andres als ein stilisierte — mondsichel. Eine blasse spur dieses wagens der altgerman. Nerthus-Isis-Diana (Tacitus Germania, 40,) erhielt sich auch im modernen ritus als unser *navikel* (M & A p. 131); dessgleichen in der normalen form unsrer fahrzeuge, nicht nur zu wasser, sondern auffallenderweise auch zu land. (Cf. die anmerkung o. p. 9.) Übrigens folgt von selbst, schon aus wiederholten bemerkungen an früherer stelle, dass nicht nur das halbmond-, sondern auch das sonnen-idol in allen möglichen stilisierungen auftritt. Und so versteht sich gleichfalls von selbst, dass die blume, oder zumal die blumenkränze als sonnensymbole, mit welchen das schiff, als halbmondsymbol, behangen ward, wieder nur auf das vielberufene und bewährte monstrum zurückzuführen sind. Diesem doppelsinnbild entspricht in aller nacktester und doch verborgenster form: das kreuz, (das übrigens mit der corona, der krone, als dem sonnen-emblem, gar oft sich verbindet, zu einem einzigen, trinären, idole. Die rosette über der mondsichel kommt, auch in verbindung mit dem Çiva-triangel, auf arabischen profansculpturen oft vor; (s. M & A. fig. 9.)

Die zacken auf der corona sind

*) Es ist dieselbe Freya, welcher in der Edda (Lokasenna) Loki gleich dem [illegible] vor der Istar, (M & A 13) ein gehörig langes sündenregister vorhält; mit denselben cristlichen mitteln.

Çivas zeichen; d. h. das feuer, oder des *Ra*; radii. Wo aber fände sich ein winkel in dem gesamten universum, da das kreuz sogar sensu proprio nicht vorhanden wäre? Sogar Horizont und Nadir sind blossen kreuzes correlate. Die artefakte aber sind nur stümperhafte imitationen der natur. Spanne den sonnenschirm aus, du hast ein kreuz; greife nach einem andren friedlichen werkzeug, oder greife nach dem schwerte: alles ist gekreuzt, oder gekreuzigt. Der gekreuzigte lebt ewig, eben weil er gekreuzigt ist. (M & A. 123, cf. 69.)

Im kreuz, das uns also allenthalben in natur, wie kunst umgibt, zu leben, ist des menschen loos auch heute noch, wie schon zur tertiären epoche, da der höhlen- oder pfalbauten-bewohner seinen fingernagel kreuzweise in das weiche tongeräte eindrückte:

> Kreuze, kreuze sind des menschen
> Einziger lohn in dieser welt,

ruft auch Petőfi bewegt aus (Wolken.) *Alles vorhandene ist kreuzes gleichniss*, also wäre man versucht hinzuzufügen, wenn es sich schickte eines Goethe mystisches schlusswort zu travestieren. Eine *crux* ist das urbild alles vorhandnen, in raum, zeit, wie causalität: ein himmlisch-höllisches doppelwesen, das ins dreidimensionale oder verkörperte umgeartet als Sphynx zweimal 600-fach den weg zum tempel in Karnak umsäumte. Daher auf kreuzwegen in antiken tagen auch Hekate's oder, des Janus medius, oder bifrons, oder Priapus herme stand, wie heute noch das kreuz, oder die chomsa mit ausgestrecktem zeigefinger uns selber den rechten weg weist:

> Hier an einem kreuzweg
> Grübelnd steh ich;
> Osten hier, dort westen —
> Wohin geh ich?

Mit dieser strophe des jugendlichen Petőfi (1844) vergleiche man den alten deutschen spruch, dessen vierfache frage gleich den vier armen des kreuzes entgegenstarrt:

> Ich leb, ich weiss nit wie lang?
> Ich stirb, ich weiss nit wann?
> Ich komm, ich weiss nit woher?
> Ich geh, ich weiss nit wohin?
> Mich *wundert* — (i. e. Monstrum!)

um mit wenigen worten das ergreifendste gemälde des irdischen daseins zu malen: die eine der unzähligen tiefen lehren, welche dem *urkreuz* sich abgewinnen lassen.

Welchen noch so frivol specialistisch gesinnten skeptiker in mythologicis vermöchte dieses einfachste aller symbole nicht zu rühren? Noch ragt es über dem reichen häusermeere unsrer weltstädte, wie über den ärmsten hüttengruppen entlegenster siedlungen in die höhe; und wird auch ragen

per saecula saeculorum; trotz des kurzsichtigen dünkels, dessen der moderne pseudoliberalismus auf dem gebiete sogenannter rationalistischer theologie sich brüstet, deren benamsung schon eine plumpe contradictio in adjecto ist.

Mögt ihr rationalisten alle kreuze schleifen oder von allen pantheongiebeln der welt herunterstürzen: bestenfalls seid und bleibt ihr selber nur ihr seifenblasendauerverschriebener abklatsch: die rune madhr ᛘ, ein abbild des Adam-Ōdem. (Im vulgär-arab. ist Ōdem [illegible] ei, aber auch: blut.)

Polemik im eigentlichen sinne des worts kann nicht aufgabe dieser blätter sein, am allerwenigsten auf dem gebiete religiöser fragen. Aber in anbetracht der acuten cultur-krisis, welche heutzutage selbst die klarsten köpfe verwirrt hat; sei doch ein kleiner seitenblick gestattet:

Selbst ein so verdienstvoller mann wie Renan, dem die vergl. archaeolog. und philolog. studien so überaus wertvolles rohmaterial verdanken, lässt sich verleiten, dem kreuze eine faust in der tasche zu machen — vielleicht weil er als neophyte sich wenigstens berufen glaubt, seine missionssüchtige unberufenheit anmutig verschleiern zu sollen. Er versteigt sich vor einigen jahren (1884) zu folgenden schlussworten in einem seiner werke. (Den letzten teil des passus wolle man mit möglichst affectierter prosabetonung lesen; wobei der g. leser, behufs eines analogon's zu dem o. mitget. uralten kinderspiele, den daumen und zeigefinger seiner rechten in engster pressung in die höhe halte):

„Ich möchte nur in einem handlichen format ein paar „aufrichtig gemeinte blätter vereinigen für diejenigen, „welchen das alte evangelium nicht mehr genügt. Meine „letzte ambition wird befriedigt sein, wenn ich hoffen „darf, nach meinem tod eingang zu finden in die kirche „in form eines kleinen büchleins in sedez in schwarzem „maroquinband, gehalten von den schlanken fingern einer „feingantierten frauenhand."

Geckenhaft genug; aber zu Goethe-Faust No II verhält sich solches No 0 denn doch nur wie rusticismus zum asteismus; trotz aller feinen gantierung, nicht seiner hände, sondern seiner bewunderinnen, die das kreuz auf dem kapitole allerdings nicht retten werden.*)

Daran, dass in der zweiten rum. ballade an stelle des vater's der götter die mutter (in der variante v. 9 dagegen doch wieder der „tata") erscheint; dass ferner

*) Es hiess nämlich vor einigen fastnachten dass Renan's leben Jesu in jedem pariser boudoir aufläge; vielleicht war diese zeitungsente nur ein verlegerkniff, wenigstens ist der befürchtete umsturz der dinge zu ehren dieser „götter" nicht eingetroffen! in diesem reinhard'schen der marseillen. Man wolle diese paar tiefquarten als kleine erholung auf den verschlungenen wegen mythologischer forschung mit christlicher nachsicht unverübelt gestatten.

Sol und Luna die zwei geschwister, hier schwestern sind u. dgl. m., wird nicht einmal ein hie in mythologicis mehr anstoss nehmen. Im sanscrit Çaçin (Natas) tritt der germanische *mond*, ein *Lunus*, zugleich als gatte der *Rôhini*, wol des mondes oder der nacht, auch der morgenröte, also sonne, auf. Diese Rôhini ist übrigens bis auf den letzten buchstaben gleich der altisländ. *Rán*, der gat in Oegir-Bigr's des rigor's*), der beherrscherin der meerestiefe, Grendl's mutter. Denn:

Alles vergängliche
ist nur ein gleichnis.

Aus diesem mystisch-allotropistischen gesichtspunkte ist auch der rote halbmond auf der ältesten deutschen kaiserfahne, und die rote sonne im japanischen kaiserwappen zu beurteilen und tausend änliche, scheinbar absurde traditionen. (M. & A. 57.) Die rote mondsichel auf altchristlichen miniaturbildern, welche u. a. F. Piper (Mythol. der christl. kunst von den ältesten z. bis ins 16. jh. II. bd. 1851 p. 157) erwänt, aber einseitig christologisch auffasst, neben einer roten sonne aus dem 9. jahrh. (abgeb. bei Batard pl. 116) kann nur eine physiologische allusion auf die menses enthalten, ursprüngl. vermutlich ein amulet; gleichwie von masculiner seite als gegenstück die corniole, hörnchen, (s. fig. 22) aus korallen und carniol, bei Pitrè: La jettatura (Acta Comp. 1884 nr. L, auch in die Fontes Comp. übergegangen) bis heute hinlänglich verbreitet sind.*) Freilich auch auf modernen damenhalsbändern findet sich ein ganzer wald solcher kleiner korallenphalli aneinandergereiht, was allerdings in den meisten fällen grosse naivetät des Goethe'schen „andungsvollen engel's" (Faust I) sein mag; aber vielleicht doch deutlicher als man glauben sollte, an das halsband aus totenköpfen der indischen Kali erinnert, wofern man diese für solche von männern gelten lassen will. Diesem walde roter phalli entspricht diesmal von männlicher seite ein ganzer wald von mondsicheln, die man auf tättowierungen der *Lengua*-weiber (Süd-Amerika) in bekannter dualistischer manier unterhalb des Çivazeichens angebracht sieht (s. abb. fig. 29.)

*) Der urverwandte stamm [illegible] (M. & A. 39, 118) wirft hier licht auf der Diana beinamen Orbilis [illegible], auch auf die Asthere als [illegible] [illegible] (Montfaucon, Schatz, [illegible])

*) Die [illegible] über dem bild des gekreuzigten, als seitenstück zur Luna, welche ein tuch vor's gesicht gezogen hat, wie er auch Sol mitunter verhält (s. Piper l. c. p. 157, 159) gehört zunächst dem Mithrascultus an. Mit roter mondsichel schmücken sich auch die männer verschiedener [illegible] völker. [illegible] erwähnt, [illegible] aus [illegible] [illegible] die männer ober- und unterhalb der augen sich rote mondsicheln malen [illegible]

5*

Auf dachverzierungen sogar von profangebäuden findet sich noch bei uns ein anklang an den halbmond in den hörnern; wogegen der pferdekopf ursprünglich nur das symbol der sonne sein kann. In einem siebenbürgisch-sächsischen dorf, Schellenberg, bei Hermannstadt, zeigt die façade eines bauernhauses über den fenstern zwei in eigentümlich bunten streifen gefärbte mondsicheln.*) Änlich sieht man oft in unsren monstranzen die moderne lunula mit edelsteinen besetzt, in allen farben des regenbogens; inmitten der sichel meist einen grösseren rubin enthaltend; da rot die leibfarbe der Maria ist. (Cf. die rote perlenschnur um Gretchens schneeweissen hals Faust I, Walpurgisnacht, i. f.) Lichtöffnungen in gestalt von mondsicheln auf beiden flügeln von fensterläden finden sich öfter in verschiedensten gegenden.

Die eigentümlichkeit der chinesischen bauart beruht auf einer verallgemeinerung dieses mondcultus (Yuë Ping, das fest der mondbrote M & A 90.) Freilich erscheinen, zumal auf neueren bauten, die umrisse der mondsichel bereits in's verticale gedehnt und auch sonst stilisiert; aber noch giebt es viele tempelbauten, welche den unverkennbaren fingerzeig bieten, wo der ursprung dieses nationalen stils zu suchen sei: es ist der solidarische weltcultus des monstrum's, oder der monstrantia. Man sehe u. a. die zum felsentempel von Makao gehörigen nebenbauten mit ihren halbmondfirsten. Gleichwie die europäische gothik nur aus dem triangel Çiva's hervorgegangen ist, dem in's maasslos colossalische verzerrten; so ist auch der ursprung aller architektur und sculptur nur im cultus und ritus und zwar speciell in demjenigen des monstrum's zu suchen. Sind etwa die schönen säulenreihen hellenischer baukunst ursprünglich etwas andres, als blosse phalli, welche in den mondscheibenrunden pilastern stecken? Die gotischen gewölbten fenster und portale können nur aus diesem nämlichen gesichtspunkte als artige seitenstücke zu den o. e. lichtöffnungen in mondsichelform betrachtet werden; und sie sind also die minder discreten! Am allerin-

*) Sie gewinnen gar hohes interesse dadurch, dass von den beiden spitzen der mondhörner winzige quasten herabhangen. (Aehnlich, wie wenn man auf ungarischen familienwappen oft zwei sterne angebracht findet.) Diese quastenglöckchen liefern u. a. den unwiderleglichen beweis für die solidarität unseres occidentalischen mondcultus mit dem der fernen Chinesen; und — was noch wichtiger ist — für unsere behauptung, dass der nationale baustil der Chinesen ein analogon zu unserem gotischen stil bildet. Die verbindung des got-arabischen (?) archetypus der gotik mit dem halbmond zeigt die tätowierung des Lenganweib's (Leider ist das symbol Çivas, d. h. der gotik, in der abbildung verwischt: fig. 29.)

discretesten aber sind die maurischen tor- und fensterbögen, welche man in Europa recht läppisch *hufeisen*förmig nennt; wärend schon der grundriss des noch nicht ganz versandeten alten kriegshafens von Karthago, sowie die sculptur auf jeder maurischen grabplatte, ja die falten jedes scheschia und kaschta, oder turban, die umrisse des phallischen symbols ebenso deutlich verraten, als die im übrigen abweichende altaegyptische königsmütze (M & A 74,) und die mitra. Ebenso die mondsichelförmigen krämpen der Kirgisenhüte.

Das überraschende, ja verblüffende an den im obigen herbeigezogenen parallelen zum monstrum, wird jedoch in schatten gestellt durch verschiedene, noch deutlichere religiös-ikonographische berührungspunkte aus allen himmelsgegenden. Es seien der kürze halber bloss einige wenige angeführt, ohne den notwendigen eingehenderen commentar (s. die abbildungen.)

Genau in der weise unsrer monstranz und mit ihr total identisch, findet sich in Japan mitten vor dem altare, auf dem fussboden, ein kreisrunder spiegel, allemal in halbmondsichelförmig stilisierter fassung.

Man könnte an der identität dieses miroir sacré mit unsrem sacrum monstrum noch zweifeln; wenn nicht die lunula auf altaegyptischen metallspiegeln fast noch deutlicher spräche. Die aegyptologie freilich scheint sie keines besondren blick's gewürdigt zu haben. (Doch darf nicht vergessen werden, dass diese wissenschaft noch in den windeln.) Die aegytische spiegel-lunula erscheint bald mit zu-, bald mit abgekehrter sichel; aber stets in berührung mit der scheibe. (s. fig. 14, wo die sichel etwas zu gross geraten ist.*)

Der reisende Reinhold, in seinen 1863 veröffentl. tagebüchern, giebt bloss folgende erläuterung (M & A 151): das höchste wesen des Sintoglaubens ist die sonnengöttin Tensiodaisin. (cf. die abh. Siegfried als Susano bei der Japanern Acta Comp. 1885.) Sie wird in den Sintotempeln oder *Mias* durch das symbol des *kreisrunden metallspiegels dargestellt, vor dem jeder andächtige sich niederwirft.* (Fig. 12.)

Das Ethnografisk Museum in Kopenhagen besitzt eine ganze collection dieser allemal runden spiegel: einige davon sind jedoch bereits aus glas, und bemalt, während die halbmondartige fassung daran, als welche stets in einen

*) Man wolle überhaupt die naturalistische technik der beig. skizzen nachsichtigst beurteilen; (sie sind auf verschiedenen reisen, in rascher flucht, meist stehenden fusses, entworfen worden.)

stiel oder ein gestell ausläuft, bis zur unkenntlichkeit stilisiert, als baumstamm, kranich u. dgl. m. erscheint.*) Auch in der grossartigen japanischen wanderausstellung welche vor 2 jahren von London ausgehend, verschiedene europäische grosstädte besuchte, war ein vollständig eingerichteter japanischer tempel zu sehen. Ein schneeweissgekleideter hierodule, der mich über meinen studien ertappte und mir diesen spiegel vor der nase absperrte, war nachmals doch so gütig mir den namen desselben *Mika'gami* auf ein blatt niederzupinseln. Ein andrer eingeborener war so liebenswürdig, noch mehreres hinzuzufügen (s. abbild. ad fig. 12.)

Wer etwa zweifeln wollte an der soeben behaupteten solidarität unsres allerheiligsten mit dem des fernen hochgebildeten japanischen volks: einer solidarität, die uns Christen nur zur ehre gereichen kann; der sei nach Tibet verwiesen. Ein ungarischer professor, der vor kurzem das unzugängliche reich des Dalailama bereist hat, überdiess als naturforscher ganz vorurteilsloser laie ist auf dem gebiet ethnologischer forschung, giebt folgende, hochwichtige beschreibung vom *Tschurtán*, (d. i. der heiligen säule, wie sie allenthalben neben tempeln steht): „Auf der spitze der in die höhe ragenden säule, deren gestalt ich mit dem griff einer einer glocke verglich" (soll heissen: auf einem stilisierten cuneus, oder palus,) „steht ein *halbmond* und *in ihm* (benne) mag ein *knopf* (gomb) einen wesentlichen bestandteil des Tschurtan (Csurtán) bilden, weil die Lama's, als ich die skizze eines solchen ihnen zeigte, mich *ganz besonders* aufmerksam machten, dass dieser bestandteil (állitmány) ja nicht wegbleibe, (valahogy el ne maradjon.)"

Offenbar war es den Lamas um den vermeintlich wesentlichen unterschied zwischen dem allerheiligsten symbole des Islám und dem ihrer eignen religion zu tun! (s. fig. 25.)

Bedarf es noch weiterer beweise zu der mehrfach erwähnten solidarität? Es mögen noch einige folgen:

Das preussische schiff Gazelle, das bekanntlich einigen der neuirländischen anthropophagischen stämme den allerersten europäischen besuch erst vor wenigen jahren abgestattet hat, brachte eine schöne collection von verschiedenen götzenbildern zusammen, welche in ihrem bizarren durcheinander, dessen stil

*) Sie sind unter verschluss in dem [illegible] der herrn Dr. Sternbauer [illegible] (sommer. 1885); meinen herzlichen dank für die freundlichkeit des gelehrten, auch an dieser stelle.

völlig mit dem der centralamerikanischen ornamentik sich deckt, ein lehrreiches bild gewähren. Aber auch in diesem durcheinander ist der rote faden für jeden ethnologen und mythologen leicht zu finden, der da gewohnt ist, sich selber, d. h. vielmehr „Dero Alltagsköpfigkeit", nicht etwan als mitglied irgend einer ganz besonders gottbegnadeten, oder gottänlichen nation, oder sekte anzubeten: (vgl. dagegen Goethe's überbescheidne äusserung zu Eckermann 31. januar 1827.) Die sammlung der Gazelle findet sich in dem Berliner Museum für völkerkunde, dessen Director der bekannte weltreisende Bastian mir sie, trotzdem er grade im umzuge begriffen war, in ebenso zuvorkommender, wie dankenswerter weise zu zeigen die güte hatte, gelegentlich einer leider nur zu flüchtigen stehvisite. Die verwaltung der k. museen in Berlin hatte seinerzeit die colorierten abbildungen dieser gegenstände, seltsamerweise ohne dem geringsten text, am portale zum verkauf ausgestellt; vielleicht nur als crux interpr.-köder, oder skandalon für fremde ethnologen. (Abbild. ethnologischer Gegenstände aus der melanes. Sammlung SM. Schiff Gazelle, 3 Tafeln. Berlin 1877.) Später gab sie Bastian in seinem so überaus wertvollen „Oceanien" von neuem heraus; woselbst er das hier zunächst in betracht kommende stück lediglich nur neben den *winged globe* der Assyrier stellt. Aber mit solchem allzuabstrakten terminus der Engländer dürfte so gut wie gar nichts gewonnen sein: beide idole müssen vielmehr an die vorstellung des monstrum's geknüpft werden; dann erst dürften sie in klarere beleuchtung gerückt sein. Die vermeintlich exactforschenden ethnologen mögen die sache drehen und wenden, wie sie wollen, den chorus mysticus Goethe's werden sie sich in alle ewigkeit nicht vom ohre schaffen: mit derselben hinkenden, aber vermeintlich exact forschenden logik könnte man den kranichflügelumspannten rundspiegel Mi'kagami der Japaner als blossen winged globe bezeichnen. Aber was hätte die vergleichende wissenschaft damit erreicht?

Das fragliche der durchwegs halb weiss, halb gold, oder sepiabraun (okergelb?) gefärbten idole der Neuirländer zeigt einen mit seltsam stilisierten *weit ausgebreiteten* flügeln schwebenden vogel, (stilisierter adler? storch? taube?) der in seinem weitgeöffneten schnabel ein *weisses* kleines *ei* über einer grösseren *neumondsichel* hält, an die sich der vogel krampfhaft krallt.

Dieser exotische (und zugleich

erotische) wundervogel, ein oceanischer Phönix, steht offenbar im begriff: das ei aus seinem schnabel fallen zu lassen, indem er es der heiligen mondsichel anvertrauen will, dem worte Goethes gemäss (klass. Walpurgisn.)

> Wenn im stillen warmen neste
> Sich ein Heiliges lebend hält,

und kurz vorher:

> Tauben sind es die begleiten
> Meiner tochter muschelfart,
> Wunderflugs besondrer art
> Angelernt vor alten zeiten.

Bei Goethe sind es die muntren tauben der Venus Erycina, welche zu einer bestimmten zeit, jedes frühjar, (gleich dem mädchen aus der fremde) verschwanden und urplötzlich wiederkehrten. Der gemeinsame phallische bezug, welcher unsre glocken grade am kartage (der Freya) in änlicher weise in die ewige stadt verschwinden heisst, ist nicht zu verkennen. Darum verbietet bis heute unsre kirche die hochzeiten würend der fasten. Die eigentümliche schalenform alter becher, wie alter glocken selbst, genügt schon. Übrigens heisst in der sprache der Zigeuner die schale: *conos*, c-*on*-os (spr. tschonos) gleichen stammes mit sanscr. y-*on*-*i* und lat. cunnus, cf. u. a. nhd. gönnen; können; mit γαμ u.s.w. vergl. mit c-*am*-p-, campanella, simpl. *amp*-el. Glocke und klöpel*) bilden nur eine der ungezälten varianten desselben monstrum-typus. Damit aber ja nicht irgend ein zweifel obwalte bezüglich des soeben vorgebrachten; so findet das zigeunerische tschonos, die schale, ihren stamm im ebenfalls zigeun. *tschon*, und dies wort heisst — *mond!* (Man vergl. auch *tscham* = facies und *tschaj* = puella; *tschawo* garçon, amant; verw. mit dem verbalst. *tschoraw* giessen, schütten.) Dass man cunnus, wie phallus schon seit alter zeit auch geflügelt dargestellt hat, weiss jedermann. Es ist immerhin besser, wenn sie mit englischen flügeln versehen davon fliegen, als auf dem leider viel häufigeren wege beabsichtigter und unbeabsichtigter verstümmelung. Vgl. F. W. Bergmann's gelehrte abhandlung: De la castration in Pitrè's Archivio.



*) Zu klöpel gehört holländ. lepel, als simplex zu löffel, verwandten stammes mit — locken, lucke, glocke, was auch im deutschen ein handgreiflich sinnlicher begriff; dafür spricht doch glockbauch deutlich genug. Vgl. zu [illegible] conos auch lat. cunnus [illegible]. mit franz. [illegible] [illegible] nom. propr. Cäcilien, analog altgerman. Hofnungs, horn = corn, d. i. ecke, winkel; nom. propr. Aus dem Winkel. Hornung — februo: Maria Hein. M & A. 139.

EXCURS ÜBER DAS EWIGWEIBLICHE GOETHE'S.

ZU BEIDEN TEILEN DES FAUST.

Das zutiefst Erotische war von jeher das am mächtigsten wirksame urelement so im leben, wie in den besten dichtungen der menschheit. Wenn Goethe-Faust II, 2 i. f. die gesamte scientia, d. h. die frucht alles wissens als Homunculus völlig im Eros aufgehen lässt, gleich einem regentröpfchen im oceane:

So herrsche denn Eros, der alles begonnen;

so schwebte ihm nicht sowol des Hesiod Theogonie vor, als seine eigne reiche lebenserfahrung, welche ihm freilich die höhere weisheit bot.

Der Homunculus, ein antitypus des späteren Euphorion, aber fast ebenso vergänglich wie dieser, soll, — was die commentatoren durchwegs nicht recht bemerkt zu haben scheinen, — die leistung non plus ultra, oder den triumf aller menschlichen *wissenschaft* versinnbildlichen im gegensatz zur göttlichen; d. h. den triumf der scientia im gegensatz zur sapientia; da doch diese letztere allemal ihren eigentlichen sitz im herzen, nicht im kopfe hat. (Vauvenargues.) Es ist nämlich der göttliche Logos-Lingam selbst; (*λογ-*, verw. mit altgerm. Loki, aber auch *lag* = lat. legs, lex*)) die harmonie des universums, engl. *law*, cf. *lay*, alles auf gemeinsamen stamm weisend, dessen weibliche form hinter namen, wie Lucia, Luks, lux, cf. luxus, fluxus, pr. metath. *Vulks-Vulcanus sich verbirgt, während in Lilith-Ilia-*Hellotis* die göttin noch deutlich genug durchschimmert.

Wer vermöchte alle die glänzenden vertreterinnen dieses himmlisch-höllischen Eros, aus historie, wie historisiertem mythus, aufzählen: von Istar-Semiramis-Helena-Dejanira-Brunhild, Aspasia, Laïs angefangen bis auf Gotfriet's Isolt, Dante's Francesca da Rimini, Goethe's Gretchen, Petőfi's Julia, welchen Dantes Beatrice, Petrarca's Laura Shakespeare's Julie, Goethe's Friderike, Petőfi's Etelke gegenüberstehen; und allen voran die hehrste aller historischen frauen: die heilige Elisabeth!

Scheinbar diametral entgegengesetzt, und auch heterogen wie Eros und Anteros, äussert sich dasselbe *Ewigweibliche* in beiden Aphrodite-Astarten, der guten, wie der bösen (Plato, Sympos p. 180,) und ist es nicht immer nur dasselbe Ewigweibliche, dessen tragik das hauptthema aller wahren dichtung von jeher war, und in alle zukunft bleibt? Denn die liebe, mag sie von hüben oder von drüben entspringen, ist kein vergnügliches spiel, sondern ein dunkles verhängniss wenigstens hienieden, in diesem irdischen kerker. (Die liebe — eine dunkle grube: „a szerelem, sötét verem" sagt das magyar. sprichwort.) Was sie jenseits sei, das ist eine frage, welche schon die berühmte frage Hamlets implicite enthielt. Auf diese dunkle frage antwort zu stehen, ist auch die einzige aufgabe beider teile des Goethe'schen Faust. Darum musste das Grethchen des ersten teils, das dort noch im zuge der hexen erschien, hier bereits zur genossin der mutter gottes selber in den himmel emporsteigen, den schwachen Faust nach sich ziehend und ihm zur fast unverdienten seligkeit verhelfend.

Diese streng dualistische auffassung der liebe wird von seiten der folklore, wie der gesamten vergleichenden religionswissenschaft und mythologie durchwegs bestätigt: Auch der dichter des Faust hat diesen dualismus, oder vielmehr

*) Cf. neudänisch: love und lemm = nhd. lieb und himmel!

allotropismus sehr gut gekannt; sonst hätte er nicht grade jene Mariendyas als gegenfüsslerinnen der Einen ewigen Maria auftreten lassen. Es ist eine tiefe enantiologie.

Namentlich die incestuöse, als die tragischeste, weil grauslichste form der liebe, bildet einen ständigen vorwurf oder immer wiederkehrenden zug in den zum monstrum gehörigen ungezälten traditionen: selbstverständlicherweise, denn sonst könnte es ja nicht eigentlich ein monstrum sein.[1]) Der laie oder der leser, dem mythologische fragen noch wenig kopfzerbrechens verursacht haben, lässt sich durch dergl. erscheinungen vielleicht abschrecken, weiter zu forschen. Aber auch dieses ungeheuerliche ist nicht gar so abscheulich, als es auf oberflächlichen blick erscheint; denn es steckt darin eine tiefe lehre; nämlich die von der unverwüstlichkeit der triebe, eine allegorie u. a. auch der nachblüte und nachreife der natur. (Turan, per metath. Namrus-Nerthus.)

Rote und weisse blume (rose und lilie,) sind bekanntlich in mehrfachen poetischen traditionen des orients wie occidents vertreter von sonne und mond. Der verlorene altfranzösische epencyclus von *Flore & Blanchefleur* enthält die schönsten reste dieser alten vorstellung, welche in verschiedenen varianten überall auftaucht. Eine der interessantesten und rührendsten ist die klage der lilie in Klein-Russland. Der bedeutendste kleinrussische dichter Taras Szewczenko hat den stoff in einer ergreifenden romanze (dumka) verarbeitet, welche in unsrer getreuen verdeutschung hier stehen mag; als unentbehrliches seitenstück zu den beiden sonnenballaden der Rumänen:

DER LILIE GEBURT UND SCHICKSAL.

— Zarte knospe war ich; dennoch
Flohn mich alle leute:[1])
Zartes mädchen, dennoch warf dem
Tod man mich zur beute......

Ach, warum in prunkgemächern
Darf nun stolz ich prangen,
Blühend, allen zum entzücken,
Die mich jetzt verlangen;

Das sie sorglich gar nicht wissen,
Wie mich hegen, pflegen!
Bruder, blumenfürste, rede,
Brüderchen, wesswegen? —

Und der blumenfürste schmiegt sein
Rosenrotes köpfchen
An die schwester. Doch die lilie
Weint von tau manch' tröpfchen.

Schluchzend spricht sie: — Bruder, ob
Längst wir uns schon kennen, [auch
Muss aus meinen menschentagen
Manches weh mich brennen.

Kind war ich, als unsre mutter
Kummervoll, tagtäglich,
Stumm, auf mich sah: konnt' ich wissen,
Was sie litt unsäglich?

Arglos spielt' ich meine spiele;
Doch der mutter wange
Welkte hin und ihre lippe
Flucht' dem gutsherrn bange;

---

[1]) Namrus-Metra begeht dreifache blutschande mit dem Demiurgos Fetachil, dem sie einmal als seine mutter, dann als seine schwester und schliesslich als seine tochter sich anbietet. — Darum heisst in einem phrygischen hymnus (Φιλοσοφούμενα V. 9. p. 118 ed. Miller, cf. Schneidewin i. Philologus III, 261) Adonis der „3mal geborne" (entsprechend Hermes triceps, trismeg.); auch das „himmlische horn des mondes." Der name der Namrus, als weibl. form von Nimrod-Gizdubar birgt eines der interessantesten mytholog. und philolog rätsel: er führt auf eine urgöttin *An* (On) zurück; *On* ist der uralte namen der heiligen aegypt. stadt Heliopolis.

[1]) Ihr antlitz wenden
Verklärte von dir ab,
Die hände dir zu reichen
Schauert's den reinen. (Faust I. Domszene.

Unsrem bösen gutsherrn flucht die
Mutter noch im sterben ....
Tot war sie; der gutsherr aber
Liess mich nicht verderben.

Wuchs zur jungfrau auf im schlosse,
Blüht' dem herrn zu gute ...
Konnt' ich ahnden, dass der liebe
Kind — von seinem blute? ...

Böse tage kamen, kriegszeit,
Gutsherr floh vom lande,
Bauernrotten tobten; lohte
Hell das schloss im brande.

Ach, und ich, ein kind des todes,
Was hatt' ich erlitten?
Tod? ... nein, ärgres: meine zöpfe
Höhnend ab sie schnitten.

Drauf, den kopf gehüllt in lumpen,
Jagt man mich ins weite,
Manch unsaubrer jude kam da,
Der in's aug' mir speite.[1])

Brüderchen, solch menschendasein
Hab' ich einst genossen:
In der jugend schönstem reize
Schon von kot begossen.[2])

Winter kam, er sah am zaune
Zitternd, ach, mich hocken,
Augenlid fiel zu, es hüllten
Ein mich weisse flocken .....

Sieh,[3]) und als nun frühling worden,
Wacht' ich auf als blume
Schneeigweiss: bald schallt das ganze
Dorf von meinem ruhme.

Jungfraun, die mich jetzt erblickten,
Schämten sich, weglaufend;
Scheu verhüllten sie ihr antlitz,
Lilie mich taufend:

‚Lilie, schneeblüt' also lobte
Man mich allerorten;
Liess mich blühn in prunkgemächern
Pries mich laut mit worten ...

Sprich nun, brüderchen, warum doch
Muss mein dufthauch laben[4])
Jene, die mich selbst, die mutter
Hingemordet haben?

Gott, o Gott, o allerbarmer! —
Also schluchzt die reine;
Rosenzweig neigt jetzt sein köpfchen:
— Schwesterchen, nicht weine!

Kann man sich ein ergreifenderes und schöneres seitenstück zum Goethe'schen Grethchen-mythus denken, als diese kleinrussische lilie? Hält man dazu die von den mythologen, namentlich den orientalisten, wie es scheint, noch nicht bemerkte tatsache, dass die Lys (*Lis-Isis*) nicht nur dem wesen, sondern sogar dem etymon nach völlig identisch ist mit der wol bereits accado-sumerischen liliengöttin der Semiten: d. h. einer blossen begriffsmodification der alten *Ilia*-Istar-Madonna (also der *Iliana*, s. o.; der *Lilith* = der altfriesischen *Liana*-Eva-Frigg, femininform zu altphönizischem *El-Il*, [illegible], d. h. Allah; pl. Elohim.)[5]) Je schwärzer das sündenloos der liebe, desto heller ihre erlösung: diese tiefe allotropisch-ethische lehre, deren problem erst künftiger metaphysischer erforschung der sitten vorbehalten bleibt, hat der dichter vorahndend ausgesprochen; aber auch zugleich nachempfindend; nämlich unbewusst nachempfindend den schönsten mythen aller völker und zeiten, voran

---

[1]) Vgl. die veraltete französ. volksredensart: marquer d'une fleure de lis au front, es hiess: brandmarken. (Das alte reichswappen.)

[2]) Ecce Acca — magna peccatrix (Faust II. l. f.)! vgl. den oben, gelegentl. der flor. erwähnten hymnologischen rest; das weibliche pendant der Adonisklage.

[4]) Als seitenstück, oder gegenbild: Faust II. Theaterszene zur charakteristik des Paris-Adonis:

Zum weihrauchsdampf was duftet so gemischt,
Das mir das herz zum innigsten erfrischt?
. . . .
Es ist des wachstums blüte,
Im jüngling als ambrosia bereitet ....

Die sprachwurzel von ambrosia ist offenbar urverwant mit dem namen der indischen regengottheit (imber-) Ambhrina, dem erzeuger des wort's (vâc, vgl. vacca, vox,) aber auch mit dem Ambra, das in mondscheibenrunden stücken (gleich der hostie), hie und da freilich auch in triangeln, feilgeboten wird bei den Mauren. (In kufen, die ambhrina hiessen, bereitete man den heiligen Somatrank, welchen der himmlische Soma, als regengott, spendet.)

[5]) Einer ihrer semit. beinamen war Susanna offenbar ein nom. comp. aus den stämm. *Sus* (*S-us* = *L-ys*) und *An*, On d. h. Anunit-Anna, der muttergottes. Die alte metropole Schûschan, Susa, war eine Marienburg (Lilienstadt.)

dem Neuen Testamente selbst, das Goethe im Faust öfter zu citieren gezwungen ist, zumal an der entscheidenden stelle, wo die blutbeflekte lilie des mittelalterlichen schlichten deutschen bürgerhauses sündenfrei hintreten darf sogar vor den thron der Muttergottes.

In der tat zieht sich durch allebeide teile des Faust die erst am schlusse sensu proprio ausgesprochene idee des *Ewig-weiblichen*, an welchem bekanntlich gar so viele commentatoren vergeblich sich die köpfe zerbrochen haben, gleich dem Homunculus an dem muschelwagen der schönheit zerschellend, wenn auch nicht in feuer aufgehend. Dieses Ewigweibliche lässt sich nämlich weder als blosse „selbstlose, hingebende liebe“ deuten, noch in eine sonstige abstrakte wendung fassen; eher liesse sich das weltmeer in ein bassin zwängen. Es ist vielmehr ein wunder, d. h. die „*stella maris*“ selbst (wie S. Hieronymus die Maria-Mirjam erklärt,) ein monstrum, welchem nicht mit dem menschenverstande, sondern nur mit göttlicher inspiration oder reinem herzen beizukommen ist. Goethe gab es doch nicht umsonst als wort des mysticus chorus. Folglich darf und kann es nur mystisch erläutert werden.

Goethe scheint besonders an zweien, und zwar handgreiflichst antitypischen, stellen seines Faust, nämlich einerseits in der Hexenküche und Brockenszene, andrerseits in der klassischen Walpurgisnacht, den versuch gemacht zu haben, mit unsrem problem des monstrum's sich abzufinden. Darauf deuten wenigstens ganz bestimmt die *schlussworte* seines ganzen lebensgedichtes; welche er wahrlich nicht umsonst versiegeln liess, damit sie erst nach seinem tode bekannt würden. Er hielt seine zeitgenossen noch nicht für reif genug zu solchem esoterischen wissen und glauben. Vielleicht mochte er auch durch voraussichtliches geklatsch seine letzten lebenstage sich nicht trüben lassen, da er leicht erraten konnte, dass ihm, dem ehrlichen protestanten, ein gewisser vorwurf schwerlich erspart bleiben würde, sobald, bei lebzeiten, sein Madonnacultus ans tageslicht träte. Ist er ihm doch nicht einmal im grabe erspart geblieben (nachdem einmal Görres und Schütz aufgetreten waren, die beide den Madonnacultus schief beurteilen, obschon sie im ganzen recht hatten, wenn sie ihn an Goethe als tatsache constatierten.) Aber auf seinem grabe — das sah der hehre seher voraus — würden sich nur um so leichter die gegenseitig unnötigerweise sich ohnehin zerfleischenden confessionen und religionssysteme die hand zur versöhnung reichen können; da doch ihnen allen das heil oder unheil in gleicher weise nur von den ewigen „*müttern*“ zu teil werden kann (Faust II. 1. 5: „*ungern entdeck ich höheres geheimniss*“). Goethe konnte und durfte dies *Hineinheimnissen* des monstrum's nur als dichter, allerdings als philosophischer, unternehmen, d. h. als vates seiner und künftiger epoche, vornehmlich im II. teil des Faust. Hier zischt und wallt denn ein ganzer ocean und wirft seine muscheln der schönsten ~~und tiefsten~~ weisheitlehren an den strand. (Gehet hin und klaubet!) Aber erst der schluss des modernen weltgedichts enthüllt uns den grundgedanken des ganzen Faust, die kostbarste perle; ein schwerwiegendes glänzendes wort, das tausende nachplappern und hunderte von commentatoren erläutern, ohne seinen lediglich *sacramentalen* sinn zu ahnden:

Das ewig weibliche
Zieht uns hinan.

Was versteht nun Goethe eigentlich unter dem Ewigweiblichen? Die commentatoren ziehen vor, sich darüber möglichst wenig auszusprechen; obschon sie grade hierin den grundgedanken des ganzen Faust anerkennen. Was ist es denn, was das weib allererst zum rechten weibe macht? Was ist sein einziger beruf der ernsthaft genommen werden kann? Nach göttlichen, wie menschlichen begriffen: einzig die mutterrolle. Dadurch aber, dass die mutter allein den geist oder die intelligenz zu vererben vermag (wie der vater seinerseits den charakter,) — nach Schopenhauer's psychologisch-physiologischer lehre, welche Goethe anticipiert hat — beschränkt sich von selbst die möglichkeit der wahren erlösung, d. h. verneinung des irdischen sündendaseins oder des willens zum leben, in ultima analysi nur auf das weib, d. h. jenes Ewigweibliche. . . Dieser „gute" Faust, nachdem er sich überall zwischen antiken und modernen hexen herumgetrieben, selbst mit der schönsten der heidnischen heroinen einen ehebund geschlossen hatte, sieht zu spät, schon mit einem fuss im grab, ein, dass er sein fluchbeladenes, armseliges dasein höchstens nur noch durch alltägliche geschäftigkeit und rastlose, kleinliche arbeit einigermaassen erträglich gestalten könne; er ahndet kaum was seiner harrt und hat die fast unverdiente gnade, noch im letzten lebensaugenblicke von Gretchens geist angehaucht, das „vorgefül" des — Ewigweiblichen zu empfinden. Zwar die ihm unbewusste Hexe (Maja) spiegelt ihm noch jetzt etwas andres, vermeintlich höheres vor: des armen tropfen eitlen sinn bis zum letzten atemzuge in irdische wahnvorstellungen verstrickend, lässt sie ihn, den im grunde genommen doch nur mittelmässigen erdenwaller, wenn auch recht geistreichen und interessanten durchschnittsmenschen, wie es gar so viele giebt, in frohe hyperbeln ausbrechen und von „aeonen" träumen — als ob noch so glänzende praktische tätigkeit mit aeonen etwas zu schaffen hätte; — aber ohne dass er es, schonnach menschlichen begriffen, im entferntesten verdient hätte, haben bereits

Jene rosen aus den händen
Liebend-heiliger büsserinnen

sein bisschen „unsterbliches" dem teufel entrissen und gerettet. Auch in japanischen mythus regnet es einmal vom himmel statt wassers: rosen. Denn welchen noch so *unreinen* mann ein *reines* frauenauge einmal wahrhaft liebend angeblickt hat, der kann nicht auf ewig verloren sein: Das heisst das „Ewigweibliche", das uns „hinan" zieht; nämlich rettet aeonen hindurch, wenn auch schlimmstenfalls nicht für unsren individuellen teil; so doch für unsre nachkommenschaft, in unübersehbar absteigender reihe. Denn das individuum ist ja ohnehin nur ein flüchtiger schein, und die gattung als das hauptgeschäft des weibes: die ewige idee. Allein Faust hat nicht einmal nachkommenschaft*) und ist recht tragisch-ironischer weise auf pure gnade und fürbitte grade jener unschuldigen und doch so schuldbeladenen jungen mutter angewiesen, die er am ärgsten betrogen hatte; allerdings ohne es mit bewusster absicht gewollt zu haben. Und das allein ver-

*) Im chore der „mitternachtsgebornen" befindet sich zwar ohne zweifel auch die frucht seiner verführungskünste; allein dieses tragische opfer des erstgebornen ist bereits in ein überirdisches geschlechtsloses wesen umgeartet.

mag den sündenbeladenen greis noch zu retten; sicherlich nicht seine politisch-ökonomische geschäftigkeit oder ***humanitairerie***: das von Goethe selbst, im gegenteil, — verhöhnte „tätler"- und „mächler"-tum.

Zwar heisst es zunächst:

> Gerettet ist das edle glied
> Der geisterwelt vom bösen:
> Wer immer strebend sich bemüht,
> Denn *können* wir erlösen,
> Und hat an ihm die *liebe gar*
> Von oben . . . .

Aber diese zuversichtliche stelle aus dem chorgesang der älteren Engel ist von jeher missverstanden worden. Das ganze ist ja schon grammatisch nur als bedingungweiser zu- und fürspruch zu fassen („können" — „hat") und die *liebe von oben* bezieht sich nicht sowol auf den Herrgott im prolog, welcher doch in keinem technischen zusammenhang mit der handlung der tragödie stehen kann, als vielmehr auf Grethchen: in sicherer *erwartung* ihrer aufopferungsvollen liebe, welche allerdings nur von — „oben" stammen kann, wie alles Ewigweibliche. Der jugendlichen mutter instinkt führte Grethchen in die nähe des engelchores der mitternachtsgeborenen kinder, deren eines seiner mutter auch im jenseits nicht entraten darf: Faust I. i. f.: „Rette dein armes kind", gleich Dumuzi der Istar, in der Höllenfart.

Inzwischen gefallen sich die modernen ausleger grade darin, dass sie Faust's armselige humanitairerie in den vordergrund schieben; denn die mittelmässigkeit mag sich gar zu gerne über ihre eigne wahre beschaffenheit hinwegtäuschen lassen; nur freilich findet nicht jeder ein Grethchen, das ihn zu erlösen vermöchte. Unzweifelhaft hat Goethe manchen zug seines eignen ich's in Faust's charakter hineingeheimnisst; aber einen Goethe, mit dem Faust, im ganzen genommen, zu identifizieren, wie so manche erklärer bis heute tun; das ist denn doch eine knabenhafte verwegenheit dürftiger semierudition: Goethe, erhaben über diese welt des scheins und ihrer Fauste, wollte ihr einmal einen blanken spiegel vorhalten und wollte zeigen, dass nicht nur für den gemütlichsten, geistreichsten und gelehrtesten durchschnittsmenschen, den „guten" (Prolog); sondern für die ganze menschheit alles heil nur von der — *mutter* kommt, d. h. der Muttergottes, der im unermesslichen weltraum in saecula saeculorum über der neumondsichel thronenden.

Das Ewigweibliche zieht uns hinan! Auch wenn es nicht eigentlich das allerletzte wort wäre, welches ein Goethe der menschheit zurückliess; so müsste man sich wundern, dass es bislang keine eingehendere, oder abgesonderte betrachtung gefunden hat. Und doch giebt es wenige verszeilen, die volkstümlicher wären; aber wie es allem volkstümlichen ergeht, so scheinen auch auf diesen tiefen anspruch bereits von allen seiten banale missverständnisse zu lauern. Namentlich das *uns* dürfte in diesem Goethe'schen erlösungswort ganz falsch verstanden werden: es bezieht sich selbstverständlich auf die erlösung nicht nur der ganzen menschheit beiderlei geschlechts, sondern, in augustinisch-schopenhauerischem*) sinne, sogar auf die des gesamten universum's. Die wendung: *zieht uns hinan* ist dementsprechend metaphysisch zu fassen, im gegensatz zum *zeitlich* oder

*) Das nähere ergiebt sich aus Schopenhauer W. W. V. p. I. 264; cf. M. & A. 15. Schon die grammatik deutet diese lehre an; indem collectivbegriffe in allen sprachen meist feminina sind.

irdisch-weiblichen, das uns allemal *herniederzieht*(Darum selbst Schiller von „himmlischen“ rosen spricht, die selbtverständlich nicht ohne dornen denkbar sein können.) Diese allemal sacramental-enantiologische, oder halberistisch-halberotische doppelnatur der irdischen erscheinung des weiblichen urprincips, d. h. des Ewigweiblichen, spiegelt auch ein uned. magyarisches volkslied sehr bedeutsam ab; allwo die h. Lucia gleichzeitig als immerwärende reine jungfrau und als eine art Hellotis-Helena *ἀνδροφόνος* auftritt. (s. Les 3 L du Dante i. f.) Selbst die immerhin nur menschliche einrichtung allerstrengster monogamie kann nur unter derjenigen bedingung als sakrament bestehen, dass sie ein bund in aeternum bleibe, wie von seiten Margaretha's (Faust II. i. f.), oder wenigstens sub specie aeternitatis: daher unsre sitte des goldenen traurings, zugleich als sonnenemblem's. Petőfi,obschon, gleich Goethe, protestant, teilt genau dieselbe sacramentale auffasung der ehe, nur mit dem gewaltigen unterschiede, dass er sie für seine person nicht nur in theoria, sondern auch in praxi geltend gemacht hat. (Beweis dessen die tiefe ode „Des morgens gefilden gleicht meine seele; drauf lächelt ein *ewiger* frühlingstag“; eigentlich ein matrimonialer dithyrambus, auf die *Venus viriplaca* (Val. Max. II, 7.) Der dichter vergleicht seine befriedigte seele mit einer üppigen blumenwiese; nur die einzige blume des glaubens fehlte noch: nun, da er der „ewigkeit wellen“ an der seite seiner angetrauten ehegattin zu durchkreisen im begriffe steht, fühlt er auch den hauch echter religion.*) In diese schule, Petőfi'scher lyrik, schicke man die Renan's und andre kokette graukopfigen an's oder Mantegazza's, welche sich den kopf darüber zerbrechen, was die liebe sei;*) und dabei gerade die glühendsten, weil asketischesten und keuschesten drei erotiker des modernen Europa, Goethe, Schopenhauer, Petőfi zu studieren nicht verstanden haben. Eines aber haben die genannten zwei gelehrten erreicht, was bei aller hochachtung vor dem brauchbaren gehalte scientifischer details, ihnen gar tief auf's kerbholz geschrieben bleibt, dass es nämlich, seit ihrem auftreten, nicht mehr bloss einen sozialen „Donjuanisme“, oder gar „Dandysme“ giebt; sondern auch einen gelehrten. Die „art de séduire“ ward, pseudophilosophisch und physiologisch verbrämt, auf das katheder verpflanzt; an pünktlichen, zahlreichen hörern kann es da freilich nicht fehlen.

Inzwischen wird Goethe der leitstern der gebildeten menschheit bleiben, da doch die allegorie seines Faust II weder so willkürlich, noch so dunkel ist, als es der bequemlichkeit beliebt, gemeiniglich anzunehmen. Wenn er auch seinen Mephistopheles sagen läset: „Ungern verrat ich höheres geheimniss“; so ist es eben doch verraten worden, und zwar mit zartester kunst. Nie gab es eine deutlichere, aber auch discretere galanterie, nie einen männlicheren und würdigeren frauendienst, als welcher in jenem letzten worte des vielverkannten Faust II liegt. Dabei bleibt es freilich das „*Unbeschreibliche*“ jenes *seleno-heliolatrischen* wunder's, welches hinfort als einzig kritisch-wissenschaftlicher ausgangspunkt aller soliden Faustinterpretation wird gelten müssen.

*) Am a. o. p. 12.

*) Ersterer besonders in affektierten prosadramamachwerken.

IX THESEN

ZUR GRUNDLEGUNG EINER KRITISCHEN RELIGIONSWISSENSCHAFT.

(Vergl. die Thesen zur vergl. Mythologie. M & A 135.)

I. Allen nur denkbaren religiösen symbolen liegt der begriff einer dualität zu grunde, seltener einer trinität, oder sonstigen pluralität; aber auch in diesem falle sind letztere nur als höhere einheit der dualität zu fassen.

II. Gleichwie die dualität so häufig zu einer trinität wird, so reduziert sich umgekehrt sehr oft die ältere trinität nachmals zur dualität oder gar simplizität, oder singularität, welche dann ihrerseits wieder unzählbare neue verbindungen eingehen kann. So ist z. b. einerseits die felge in dem bereits praehistorischen sonnenradembleme nichts als eine umwandlung des älteren kreuzes, mit trinärer tendenz, während andrerseits die felge in verbindung mit den schwingen auf dem sog. assyrischen winged globe *(den Bastian sogar auf fetischen in Oceanien nachgewiesen hat), nichts ist, als der dualistische archetypus des Astartesymbols, der Karthager. (Aenlich Dagop, Tat u. s. w.)*

III. Folgerichtig ist gar kein religionssystem auf erden denkbar, das nicht in näherem oder entfernterem sinne als blosser dualismus zu gelten hätte. Sogar der älteste und starrste monismus findet seinen ursprung, gemäss dem prinzip des kleinsten kraftmaasses, lediglich nur in einem noch älteren dualismus, trialismus u. s. w.

IV. Die religionssysteme, wie sie uns die heiligen schriften der verschiedenen völker und zeiten aufbewahren, sind nämlich im allgemeinen ‚als gekünstelte und gefälschte' nur mit heiklichster kritischer hand und grösster vorsicht anzufassen. Man lasse niemals ausser acht, dass die sogenannten h. schriften allemal von leuten zusammen getragen worden sind, die ihrer zeit irgend eine politische gewalt dafür gezahlt, d. h. gemietet hat.

V. Schon die soeben berührte äussere rücksicht verbietet ein für allemal: den uncomparativen *standpunkt, d. h. den antigoethe'schen oder nicht-weltlitterarischen, sondern eigentlich nur elend-nationalen, (das „miserum et vile problema" Schillers,) wie es jedoch die bisher beliebte exegese fast ausnahmslos geltend macht. Die gesamte menschheit besitzt nur eine einzige* weltreligion, *die auf einem einzigen* weltdogma *beruht, wie dieses wieder auf einem einzigen* weltsymbole *— nämlich der* Hochzeit von S & M. *Freilich versteht sich dabei von selbst, dass die integrierenden bestandteile dieses weltsymbols genau einem kaleidoskope gleichen, welches bei leisester berührung, gewissermaassen ganz spontan, sein bild ändert, in unendlicher permutationskette.*

VI. Der kern aller der millionenfachen religiösen symbole und weihebräuche der menschheit ist stets der gleiche: er reduziert sich auf eine apotheose des — kreuzes. (d. h. des coire *von Yoni & Lingam.) Jedem dogma, und wenn es noch so abstrakt gefasst erschiene, liegt ursprünglich irgend ein phantasiegebilde zu grunde (d. h. zunächst uralte volkspoesie.)*

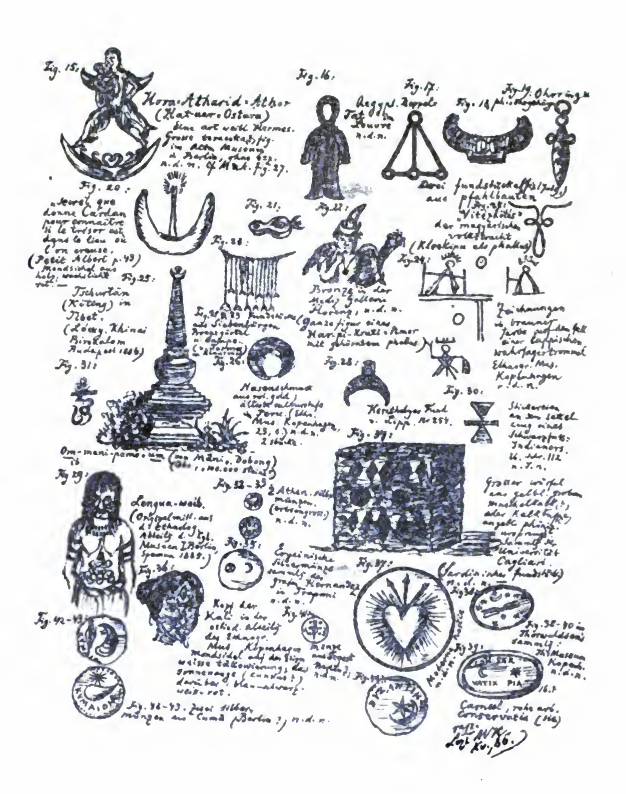
VII. Als eigentliche religionsstifter können demnach nur dichter *ersten rangs (σοφοί, vates) angesehen werden, deren phantasiegebilde freilich erst als* rediviva *und* adespota, *nämlich vor spätester nachwelt, lediglich nur durch handwerksmässig, aber eben ex professo verfahrende talente, oder auch ganz gewönliche routiniers, bestenfalls praktische genies, wie Moses, Luther u. v. a., (s. o. these IV,) zu den meist willkürlich und bizarr, oder sogar absurd umgemodelten pseudosystemen zusamengeschweisst werden; in einer undenklich späten zeit, da nicht nur die namen der urheber jener dogmen, sondern sogar jeder sonstige menschlich persönliche bezug und anteil längst aus dem gedächtniss der nachwelt verdunstete.*

VIII. Aus diesem höheren gesichtspunkt betrachtet, fallen ziel und gegenstand der vergleichenden litteraturwissenschaft vollständig mit denen der vergleichenden religionswissenschaft oder mythologie zusammen; so zwar, dass es gar keinen unterschied mehr giebt zwischen beiden wissensgebieten. Aber aus höchstem weltlitterar. gesichtpunkte, verschwindet auch der letzte unterschied aller übrigen künste und wissenschaften: Allem wahrhaftigen wissen und können auf erden wird nämlich nur ein einzig wahrhaft würdiges ziel vorschweben: die vereinigung mit Gott, als der allerdings bloss in abstracto personifizierbaren unbegreiflichkeit. (Faust I: Wer darf ihn nennen?)

IX. Der wesentlichste inhalt dagegen, in concretissimo, entpuppt sich in allen religionssystem als: apotheose des Eros-Eris; cf. these VI; (d. i. des Ewigweiblichen, Goethes Monstrum, sein letztes *wort und eigentliches vermächtniss an die menschheit.)*



Fig. 1
Fig. 2
Fig. 3
Fig. 4
Fig. 5
Fig. 1–7 punische grabstelen
im Kloster St. Louis, Karthago
n. d. natur skizziert.
Fig. 6
Fig. 7
Fig. 8
Fig. 9
Ethnografisk Museum
Kopenhagen,
Kleine terracotta aus Peru,
n. d. n.
zur rechten u. linken
des portals eines maur. pallastes
in Tunis. Weisser marmor.
n. d. n.
Fig. 10
Fig. 11
Fig. 12
Fig. 13
Fig. 14
Altaegyptischer
spiegel
Museum i. Berlin
n. d. n.
Vom portale
eines maur. privat-
hauses
in einem japan.
tempel, n. d. n.
Skizze einer
modernen Monstranz
Mittelstück eines neu-irländischen
idol's im Museum f. völkerkunde
i. Berlin. (Aus der melanesischen
Sammlg. des preuss. schiff Gazelle)
nebst weissen streifen. n. d. n.
日本国神社


Fig. 15.
Hora-Atharid-Athor
Fig. 16.
Fig. 17.
Fig. 20.
Fig. 21.
Fig. 25.
Tibet.
Fig. 31.
Om-mani-pome-hum
Longua-weib.
Cagliari.
VATIX PIA
Carneol, rote art.


Gaylord
PAMPHLET BINDER
Syracuse, N. Y.
Stockton, Calif.
GF
M11

